Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher

DER BONJOUR-BERICHT IN DER ZEITGESCHICHTLICHEN KONTROVERSE (III)

Die schweizerische Handelspolitik in der Darstellung Edgar Bonjours und Heinrich Hombergers

Überlegungen zur zeitgeschichtlichen Methodik

Nachdem nun der letzte Band des *Bonjour-Berichtes* vorliegt, sei einleitend auf die Forderungen zeitgeschichtlicher Methodik hingewiesen[1]. Die technische Entwicklung hat den Ablauf gesellschaftspolitischer Entscheidungsprozesse derart revolutioniert, dass auch die Historiographie für die Erforschung der jüngsten Vergangenheit mit traditionellen Vorstellungen wisschenschaftlichen Vorgehens nicht mehr auszukommen vermag. Der überbordende Umfang des in unserer Zeit zur Verfügung stehenden Dokumentationsmaterials, das den Sozialwissenschaften in besonderem Masse zugute kommt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass viele Vorgänge politischer Relevanz ihres diffizilen Charakters wegen mündlich erörtert und nur unvollständig schriftlich fixiert werden; gerade solche Lücken wirken sich erschwerend auf die Arbeit des Historikers aus[2]. Da anders als in vergangenen Jahrhunderten das Telephon und die raschen Verkehrsmittel mündliche Besprechungen schriftliche Erörterungen, vor allem im Bereich der strengen Vertraulichkeit, zunehmend verdrängen, musste die Zeitgeschichtsforschung neben den bewährten Methoden kritischer Aktenauswertung neue Wege beschreiten, um die nicht an Quantität, aber in gewisser Hinsicht an Qualität leidende Quellenlage zu verbessern. Als dringende Forderung stellt sich denn auch die systematische Befragung von Zeugen bedeutsamer Vorgänge und Entscheidungen, bevor sie dahinsterben, sowie die Erschliessung der privaten Archivalien[3]. Während in der Schweiz die Konsequenzen aus den veränderten Umständen noch nicht gezogen wurden, haben im Ausland einschlägige Institutionen sich längst der sich hieraus ergebenden dringlichen Aufgaben angenommen. Sie erleichtern dem Zeitgeschichtler seine Arbeit wesentlich.

Wenn der Bonjour-Bericht weitgehend auf die methodologischen Erkenntnisse verzichtet, wie sie etwa in den Arbeiten von Hans-Adolf Jacobsen exemplarisch zur Anwendung kommen, so liegt dies wohl mit im Fehlen der durch ein Institut für Zeitgeschichte bereitzustellenden Hilfsmittel, aber auch in der Entstehungsgeschichte dieses Berichtes begründet. Vielleicht kommt dieser Mangel im vorliegenden Band am deutlichsten zum Ausdruck, der sich vor allem den komplizierten Fragen der Kriegswirtschaft widmet. Bezeichnenderweise hatte man sich nach Erscheinen von Band IV und V in der Öffentlichkeit in erster Linie mit den vordergründig als Sensation wirkenden Episoden beschäftigt, die die überkommenen Vorstellungen geschichtlichen Miterlebens scheinbar oder tatsächlich zu entmythologisieren vermochten. Dass eine kontroverse Diskussion beim letzten Band ausgeblieben ist, kann nicht in der hier behan-

delten Materie, sondern in der Tatsache begründet liegen, dass dem Leser die Möglichkeiten fehlen, sich über die gegebene Darstellung ein eigenes Urteil zu bilden. Der einzige Massstab, mit dem der einzelne zu messen vermag, ist der eigenen Erfahrung entnommen; seine Unzuverlässigkeit ist notorisch. Die bisherige Auseinandersetzung um das von Edgar Bonjour gegebene Bild musste sich denn auch an der Oberfläche bewegen, sofern sie nicht völlig unterblieb. Dass dieser Zustand nicht dem verdienten Basler Historiker anzulasten ist, versteht sich von selbst; vielmehr darf man dankbar anerkennen, dass er der schweizerischen Zeitgeschichtsforschung den Weg geöffnet und durch seine Gesamtdarstellung die Notwendigkeit der Vertiefung in die einzelnen Prolemkreise aufgezeigt hat.

Das Problem der Flüchtlingspolitik

Flüchtlingspolitik und Internierung, Friedensfühler sowie Schutzmachttätigkeit, Handelspolitik und Kriegswirtschaft bilden die Hauptthemen dieses Buches. Die im ersten Abschnitt behandelten Probleme der schweizerischen Flüchtlings- und Internierungspolitik regen erneut zur grundsätzlichen Betrachtung an. Dass der Status des politischen Flüchtlings, geprägt im 19. Jahrhundert, den jüdischen Emigranten von der Schweiz versagt wurde, geisselt der Verfasser zu Recht als «einen unverzeihlichen Anachronismus» (S. 20). Hier zeigt sich am deutlichsten, dass man in der Schweiz die politische Konzeption Hitlers und damit Wesen und Gefährlichkeit des Dritten Reiches nicht verstanden hatte. Dabei fehlte es nicht an Manifestationen, die den Kampf auf Leben und Tod eines verklärten Ariertums gegen die Juden zum Hauptziel proklamierten. Für Hitler war der Jude der «ewige Parasit, ein Schmarotzer, der wie ein schädlicher Bazillus sich immer mehr ausbreitet»[4]; diese Eschatologie Hitlers aus der animalischen Perspektive erklärte die Ausrottung des rassisch bezeichneten Mitmenschen zur Notwendigkeit[5]. Dass wie im übrigen Ausland auch in der Schweiz trotz der mahnenden Stimmen die Ungeheuerlichkeit dieser Lehre nicht erkannt worden ist, mag in der Ignoranz und im menschlichen Unvermögen liegen und die von Bonjour festgehaltene Mitschuld des ganzen Schweizer Volkes bewirkt haben.

Inwiefern der in der Schweiz vorhandene latente Antisemitismus die klare Erkenntnis bewusst oder unbewusst verdrängte, harrt noch der eingehenden Untersuchung. Der Verfasser schiebt die Verantwortung für eine verfehlte Flüchtlingspolitik nicht einfach den Behörden zu, wie dies bisher allzu rasch geschah, sondern bemüht sich um Differenzierung. Dennoch dürfte es fraglich sein, die Billigung «der behördlichen Politik der Zurückhaltung gegenüber Asylsuchenden, denen der sichere Tod auf den Fersen sass», ins «freie Ermessen des Einzelnen» zu legen (S. 39f.). Auch wenn die Mitschuld weiter Volkskreise nicht bestritten werden kann, vermag dies die verantwortlichen Behörden nicht zu entlasten. «In einer direkten Demokratie wie der schweizerischen», so argumentiert Bonjour, «wäre das Volk, wenn es sich aufgerafft hätte, durchaus nicht gezwungen gewesen, den ihm unleidlichen Kurs der Regierung während zehn Jahren passiv zu ertragen» (S. 41).

Wird hier der Verfasser den Realitäten wirklich gerecht? Er stellt später selber fest, dass der gesamte Lebensunterhalt der Flüchtlinge in den Jahren 1933 bis 1939 aus Sammelgeldern bestritten worden ist; erst nachher hat der Bund Zuschüsse gewährt (S. 42). Vor allem aber wurden in jenen Jahren die demokratischen Institutionen zunehmend eingeschränkt und die Information gerade auch auf diesem Gebiet beschnitten. Die Forderung nach einer vagen Aufraffung des Volkes geht somit am Kernproblem vorbei. An eindringlichen Stimmen, die zur hilfreichen Tat riefen, hat es nicht gefehlt. Entscheidend blieb, dass es in der Epoche der Vollmachtenbeschlüsse, in der wenigen eine übergrosse Verantwortung zufiel, den für die Asylpolitik Zuständigen an Weitsicht gemangelt

hat, um die humanitären Aufgaben der Schweiz allen Anfechtungen zum Trotz zu erfüllen.

Umstrittene Friedensfühler

Die Bedeutung der Schweiz als Schutzmacht und die bekannte Vermittlungstätigkeit von Max Waibel zur Beendigung des Krieges in Oberitalien finden im zweiten Abschnitt dieses Bandes die verdiente Würdigung. Vor allem aber wird wohl das Kapitel «Behördliche Zurückhaltung gegenüber Friedensfühlern» Gegenstand weiterer Erörterungen sein. Wie unvollständig das allein aus den Akten gewonnene Bild sein kann, zeigt etwa die Darstellung jener Sondierungsinitiative, die der britische Generalkonsul in Zürich, Eric Grant Cable, ergriffen hatte. Da ihm die völlige Niederschlagung Deutschlands als falsch erschien, versuchte Cable 1942 über den Industriellen Emil G. Bührle mit einem «hervorragenden Vertreter des neuen Deutschlands» in Verbindung gebracht zu werden (S. 109). Der Verfasser berichtet, dass Bührle diesen Wunsch an die deutsche Gesandtschaft weitergeleitet habe und fährt fort: «Aber wiederum tönte es hochfahrend aus Berlin, diesmal durch Weizsäcker, eine derartige Besprechung verbiete sich von selbst. Indessen war es Weizsäcker doch sehr darum zu tun, über Bern in Erfahrung zu bringen, ob in England Kriegsmüdigkeit herrsche. Es könnte sich lohnen, empfahl er dem Gesandten in Bern, Cable in unauffälliger Weise als Auskunftsstelle zu benützen» (S. 109f.). Das von Bonjour schon früher gezeichnete negative Charakterbild dieses Staatssekretärs würde sich somit augenfällig als richtig erweisen.

Quellenmässig stützt sich diese Schilderung auf einen Telegrammwechsel zwischen der deutschen Gesandtschaft in Bern und dem Auswärtigen Amt in Berlin. Das Berner Telegramm vom 25. März 1942 ist mit «Köcher» und die hierauf erfolgende Antwort vom 3. April 1942 mit «Weizsäcker» unterzeichnet. Eine solche Paraphe unter diesen Telegrammen, die aus technischen Gründen zumeist der Missionschef oder im Fall des Auswärtigen Amtes der Staatssekretär zu setzen hatte, besagt jedoch noch nichts über die Verantwortlichkeit der am Vorgang tatsächlich Beteiligten. Bisher wurde diesem Problem der Interpretation solcher Akten in der Schweiz noch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Im vorliegenden Fall lassen sich die Vorgänge durch mündliche Ergänzungen sowie weitere Akten erhellen[6]. Danach ergeben sich folgende Zusammenhänge: Bührle wandte sich mündlich an den deutschen Gesandtschaftsrat Sigismund von Bibra mit der Frage, ob nicht zwei prominente deutsche und englische Persönlichkeiten in der Schweiz zusammentreffen und prüfen könnten, unter welchen Umständen Frieden geschlossen werden könnte. Von dieser Unterredung machte sich Bibra die notwendigen Notizen als Grundlage für die Berichterstattung nach Berlin. Da es sich jedoch um eine besonders heikle Angelegenheit handelte, entwarf Theo Kordt als der Schriftgewandteste das entsprechende Telegramm, das Köcher vor dessen Absendung zu unterzeichnen hatte. Die darin behandelte Frage zu entscheiden, lag ausserhalb der Kompetenz von Weizsäcker. Zuerst reagierte Ribbentrop – wie wohl nicht anders zu erwarten – scharf ablehnend. Nach einem Vortrag bei Hitler modifizierte er seine Haltung, indem «auf Anordnung des Führers» mit den Engländern der Kontakt zu Spionagezwecken aufrechterhalten werden sollte. Da diese Weisung über das Auswärtige Amt nach Bern weitergegeben wurde, war das entsprechende Telegramm mit «Weizsäcker» unterschrieben. Dieser Vorgang zeigt, dass die Akten für sich genommen die Zusammenhänge oft nur recht oberflächlich erkennen lassen. Dass Hitler und nicht Weizsäcker, dessen vielbezeugte Hinneigung zum Frieden dadurch desavouiert sein würde, einen Friedensfühler zu Spionagezwecken missbrauchen wollte, ist ein wesentlicher Unterschied!

Ergänzend sei hier angemerkt, dass von Bibra sich diesem Auftrag entzog, indem er seinem Gesprächspartner von

der negativen Einstellung Ribbentrops Kenntnis gab. Interessanterweise war Cable im Herbst 1942 bereit, mit dem deutschen Nachrichtendienst in Verbindung zu treten und mit einem autorisierten deutschen Vertreter über eine Verständigung zwischen England und Deutschland zu sprechen, unter der ausdrücklichen Bedingung übrigens, «auf deutscher Seite die Klippe Ribbentrop zu umschiffen»[7]. Walter Schellenberg, der unter Umständen selbst mit Cable zusammentreffen wollte, trug die Sache Himmler vor. Von sich aus wagte jedoch Himmler nichts zu unternehmen, sondern liess die Angelegenheit Ribbentrop vorlegen. Der Aussenminister nahm dies zum Anlass einer grundsätzlichen Weisung, die seine Einstellung zu Friedensfühlern prägnant wiedergibt: «Ich verbiete dem Auslandsnachrichtendienst ein für allemal, derartige Verbindungen zu Feindstaatsangehörigen aufzunehmen, da ich dies als Defaitismus ansehe und in Zukunft auf Bestrafung dringen werde. Sollte umgekehrt ein Engländer mit uns zu sprechen wünschen, so möge er die Unterwerfungserklärung überreichen[8].»

Ungeklärte Vermittlungsversuche Pilets

Hohe Kunst schweizerischer Aussenpolitik ist es, durch die eigene Initiative zwischen den Konfliktsparteien zu vermitteln. Gerade in diesem Bereich der Neutralitätspolitik darf die Maxime der gleichen Behandlung nicht verletzt werden. Die Nachforschungen von Edgar Bonjour ergeben, dass im Gegensatz zu Bundesrat Hoffmann, der im Ersten Weltkrieg den Weltfrieden herbeizuführen hoffte, «dieser Missionsgedanke dem schweizerischen Aussenminister [Pilet-Golaz] eher fremd» geblieben war (S. 105). Zwar sei die Schweiz während des ganzen Krieges bereit gewesen, dort, wo es ihr völkerrechtliches Statut erlaubte, Friedensverhandlungen zu fördern, hingegen «achtete der Bundesrat fast ängstlich darauf, dass er ausserhalb solcher Vorbesprechungen gelassen wurde» (S. 123). Gleichwohl fehlte es nicht an Gerüchten, dass schweizerische Persönlichkeiten versuchten, einen Frieden zwischen Deutschland und England zu vermitteln; die besonders brisante Frage war dabei, ob es in Anbetracht eines über Erwarten starken Russland darum ging, in Europa eine antibolschewistische Front zustande zu bringen. Damit wäre die Möglichkeit eines zweiten Falls Hoffmann – wenn auch unter anderen Vorzeichen – in bedrohliche Nähe gerückt worden. Für eine befriedigende Untersuchung reichten offenbar die verfügbaren Unterlagen nicht aus. Der Basler Historiker erwähnt etwa die Bemühungen von alt Bundesrat Schulthess im Februar 1942, der über den Gesandten Köcher zwischen den Deutschen und amerikanischen Persönlichkeiten aus dem Kreis um Wendell Willkie ein Gespräch anbahnen wollte. Im Oktober 1942 versuchte Schulthess bei Salazar zu sondieren, ob Protugal «sich an einem Friedensschritt der neutralen europäischen Staaten» beteiligen würde (S. 112). Inwiefern Schulthess im Auftrage Pilets handelte, konnte nicht geklärt werden.

Grosses Aufsehen erregte der Bericht vom 5. Februar 1943, in dem Hans Hausamann – ohne seinen Informanten, den tschechoslowakischen Diplomaten Kopecky, preiszugeben – Bundesrat Kobelt und General Guisan mitteilte, dass Pilet sich auf deutsche Initiative hin zur Vermittlung mit den Amerikanern in dem Sinne hergegeben habe, «die Angelsachsen möchten doch die Russen diesen Krieg allein ausfechten lassen» (S. 117). Da Hans Hausamann seine Informationsquelle nicht preisgab, wurde er, um der Form Genüge zu tun, vorübergehend beurlaubt, ohne seinen Dienst als Chef des «Büro Ha» zu unterbrechen. Eine eindeutige Klärung des Sachverhalts unterblieb jedoch. Auch der Bonjour-Bericht vermochte die Affäre kaum über die von Hausamann gegebene Darstellung hinaus zu erhellen. Vielmehr hält es der Verfasser für eine unbewiesene und unwahrscheinliche Behauptung, dass Pilet unter Verletzung seiner Neutralitätspflichten hochoffizielle Demarchen im Sinn von Friedensinitiativen unternommen habe.

Möglicherweise ist Pilet im Bereich des Offiziösen weiter gegangen, als bisher ersichtlich ist. Ist es wirklich so unwahrscheinlich, dass sich die Schweiz zwar der zweideutigen spanischen Friedensinitiative verschloss, aber gleichzeitig den Berner Nuntius bat, den Papst um die Einleitung einer Friedensvermittlungsaktion unter den kriegführenden Staaten zu ersuchen? Ein Telegrammwechsel zwischen der deutschen Botschaft im Vatikan und Ribbentrop vom April 1943 hat diesen schweizerischen Schritt zum Gegenstand, ein Vorgang, den der Verfasser als «ganz unglaubwürdig» bezeichnet (S. 116). Immerhin existiert in den Hausamann-Dokumenten eine Aktennotiz vom 20. Juli 1943, die auf das Gegenteil hinweist: «In Berner diplomatischen Kreisen wird davon gesprochen, dass der apostolische Nuntius mit Auftrag P.-G. nach Rom (Vatikan) reiste, um in Richtung Kompromissfrieden wirksam zu sein. Der Empfang Weizsäckers beim Papst und auf dem Staatssekretariat hängt mit dieser Aufforderung zusammen. In diplomatischen Kreisen stellt man sich die Frage, ob der Gesamtbundesrat von dieser Tätigkeit P.-G.'s wisse; man hält es für unwahrscheinlich, da der Gesamtbundesrat doch die Gefahren für die Schweiz erkennen müsste.»

Das Kapitel «Wandel der amtlichen Neutralitäts-Auffassung», das schon in der «Festgabe Leonhard von Muralt» in leicht veränderter Form publiziert wurde, zählt seiner zentralen Thematik wegen mit zu den wichtigsten dieses Bandes. Vor allem auf Grund eines Briefwechsels zwischen dem Basler Regierungsrat Carl Ludwig und Bundesrat von Steiger zeigt der Verfasser, dass sich der Bundesrat von der Neutralitätsauffassung, wie sie noch 1939 Gültigkeit besass, in wenig glücklicher Weise entfernt hatte. Zwar glaubte die Volksmehrheit unerschütterlich an die «These Motta», nach der allein der Staat neutral ist und private Einzelpersonen keine völkerrechtswidrige Neutralitätsverletzungen begehen können. Die neue Auffassung nun ging dahin, dass es «in der Neutralitätspolitik keinen Unterschied zwischen Volk und Regierung geben darf. Sie muss vom Volke getragen sein, genau so wie die Regierung selbst» (S. 166). Dass der Bundesrat aus Gründen der Staatsraison zwischen der Politik des Staates und der Gesinnung des Bürgers gewisse Beziehungen anerkannte, hat in der Folge zu leidenschaftlichen Kontroversen geführt, deren Gehalt noch der weiteren Analyse bedarf.

Aussenhandel und Aussenpolitik – zu einer Arbeit von Heinrich Homberger

Der Bewegungsraum der schweizerischen Aussenpolitik ist ihrer Tradition gemäss auffallend eng gefasst; im Gegensatz hierzu steht die weitgespannte Freiheit, die dem Aussenhandel zugestanden wird. In normalen Zeiten hat daher die These – wie sie etwa Minister Zehnder vertritt – Gültigkeit, dass in der Schweiz die Aussenpolitik und der Aussenhandel nebeneinander leben. Nur in ausserordentlichen Fällen greifen sie ineinander[9]. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges trat jener Extremfall ein, in dem der Aussenpolitik der Primat über die Aussenhandelspolitik zufiel. Durch eine möglichst lückenlose staatliche Kontrolle musste die Aussenwirtschaft zu einem wirksamen Instrument der Selbstbehauptung werden. Das komplizierte Zusammenspiel aller Kräfte, die sich zum Kampf für die Unversehrtheit der Schweiz vereinten, weiss der Bonjour-Bericht im wirtschaftlichen Bereich eindrücklich zu veranschaulichen. Als Enklave zwischen den Fronten zweier weltumspannender Mächtegruppen gelegen, die in ihrer totalen Kriegführung keine Rücksicht kannten, hing es in hohem Masse von der Geschicklichkeit und der Ausdauer der schweizerischen Unterhändler ab, ob die vom Export ihrer Erzeugnisse sowie vom Import der notwendigen Rohstoffe und Nahrungsmittel abhängige Schweiz lebensfähig erhalten bleiben konnte. Ausser in die komplexen Handelsbeziehungen zu den Achsenmächten öffnet Edgar Bonjour den Einblick in die Wirtschaftsverhandlungen mit den Alliierten, die durch ihre zeitwei-

lige Verständnislosigkeit nicht weniger hohe Anforderungen an die schweizerische Verhandlungskunst stellten. Die vorliegende Darstellung beweist, dass es nicht angeht, die wirtschaftliche Thematik weitgehend auszuklammern und gleichzeitig einzelne spektakuläre Aspekte aus dem politischen und militärischen Bereich zu überbewerten. Daher ist es besonders zu begrüssen, dass der Verfasser die letzten drei Hauptabschnitte ausschliesslich den Problemen der Kriegswirtschaft gewidmet hat.

Für eine Auswertung im Rahmen des Bonjour-Berichtes zu spät, dem Leser aber als vergleichende Lektüre höchst willkommen, präsentiert sich die kürzlich erschienene Schrift «*Schweizerische Handelspolitik im Zweiten Weltkrieg*» von *Heinrich Homberger* als eine ausserordentlich geglückte Einführung und Zusammenfassung dieser komplizierten Materie[10]. Neben Jean Hotz als Direktor der Handelsabteilung des Volkswirtschaftsdepartements, Robert Kohli, dem Chef des Rechtsbüros im Politischen Departement, und dem Schweizerischen Bauernsekretär Ernst Laur war Heinrich Homberger in seiner Eigenschaft als Direktor des Vororts des schweizerischen Handels- und Industrie-Vereins Mitglied der vom Bundesrat ernannten «Ständigen Verhandlungsdelegation». Der wisschenschaftlichen, ins einzelne gehenden Untersuchung von Edgar Bonjour, die die Zusammenhänge vornehmlich aus den Akten zu rekonstruieren sucht, gesellt sich somit eine nicht weniger bemerkenswerte Darstellung zu, die auf Grund persönlicher Erlebnisse und eigener Unterlagen verfasst werden konnte. In Anbetracht der Relativität solcher Begriffe wäre es verfehlt, die beiden Darstellungen im Sinne einer objektiven und subjektiven Wahrheitsfindung gegenüberzustellen; hingegen wird gerade hier erneut deutlich, vor welche Schwierigkeiten die Zeitgeschichtsforschung gestellt ist, will sie die kaum der Historie angehörenden Ereignisse in ihrem ganzen Ausmass erkennen.

Wie aus beiden Schilderungen klar hervorgeht, hatte die schweizerische Aussenwirtschaft während des Krieges vier Phasen zu durchstehen. Von Kriegsausbruch bis zur Kapitulation Frankreichs reicht der erste Zeitabschnitt. Während die Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland vorerst in den vorgesehenen Bahnen verliefen, benötigte es langwierige Blockadeverhandlungen mit Frankreich und Grossbritannien, bis am 24. April 1940 das War Trade Agreement unterzeichnet werden konnte. Um die rigoros gehandhabten Blockadebestimmungen zu überwinden, war ein Abkommen nur als Kompromiss zwischen den unterschiedlichen Interessen realisierbar. In ihm wurden drei grosse Prinzipien verankert:

1. Eingeführte Waren konnten in unverändertem Zustand nicht wieder ausgeführt,
2. gewisse listenmässig erfasste Güter durften – selbst wenn sie rein schweizerischen Ursprungs waren – nicht ausgeführt,
3. bestimmte Exportpositionen nach Deutschland oder dessen Verbündeten mussten einer Kontingentierung unterworfen werden.

Für die folgende Entwicklung nimmt dieses Abkommen beinahe eine Schlüsselposition ein. Obwohl durch die Ereignisse rasch überholt, ist es in seiner juristisch-formalen Geltung während des ganzen Krieges nie aufgehoben worden. Indem sich die Schweiz weiterhin einseitig an die getroffenen Abmachungen mit den Alliierten zu halten suchte, gab sie ihrem unbedingten Willen zur Aufrechterhaltung ihrer Neutralitätspolitik auch im wirtschaftlichen Bereich beredten Ausdruck. Andererseits nahm Deutschland, nachdem die Schweiz durch die Achsenmächte eingeschlossen worden war, die den Westmächten zugestandenen Verpflichtungen zum Vorwand, die eigenen viel weiter gehenden Forderungen durchzusetzen.

Problematische Kriegsmaterallieferungen

Die Frage, weshalb das Kriegsmaterial nicht im Blockadeabkommen geregelt

wurde und daher zum Export freigegeben worden war, findet nun durch Heinrich Homberger ihre Beantwortung; sie wirft auf das umstrittene Problem der Kriegsmateriallieferungen ein ganz neues Licht. In weiser Voraussicht hatte der Bundesrat im Vorfeld des Zweiten Weltkrieges beschlossen, die Ausfuhr von Waffen und Munition generell zu verbieten. Zu Recht nennt es Homberger «die Ironie des Schicksals», dass ausgerechnet Frankreich und Grossbritannien die schweizerische Regierung bedrängten, ihren Entscheid zu widerrufen (S. 43). Dass sich der Bundesrat mit Rücksicht auf die Versorgung umstimmen liess, dürfte – auch wenn es bisher noch nicht ausgesprochen wurde – ein schwerwiegender Fehler gewesen sein. Da die Westmächte glaubten, die gesamte schweizerische Produktionskapazität an Kriegsmaterial für sich absorbiert zu haben, beliessen sie die Kriegsmaterialfrage absichtlich ausserhalb dieses Abkommens. Paradoxerweise mussten diese Güter vor allem mit deutschem Eisen und deutscher Kohle fabriziert werden. Zwar lag diesem merkwürdigen Zustand offenbar kein neutralitätswidriges Verhalten zugrunde; die Ursache fand sich bei Deutschland, das bis dahin dem Bundesrat gar keine entsprechenden Gesuche unterbreitet hatte. Daraus resultierte der unnatürliche Zustand, dass für die Westmächte Kriegsmaterialbestellungen in der Höhe von etwa 130 Mio. Franken in Ausführung standen, während für Deutschland nur ein Probeauftrag von 8 Mio. Franken gebucht worden war[11]. Edgar Bonjour gibt sogar an, dass sich beim Zusammenbruch Frankreichs «für fast eine halbe Milliarde bestelltes, aber noch nicht bezahltes Kriegsmaterial» in Fabrikation befand[12]. Hätte man den deutschen Sieg an der Westfront vorausgeahnt, wären zweifellos von der Schweiz aus vermehrte Anstrengungen unternommen worden, um eine Parität in den Kriegsmateriallieferungen zu erreichen, sofern man an dem ursprünglichen Verbot dieser Exportkategorie nicht festgehalten hätte. Vielleicht findet sich hier ein Ansatz zur konstruktiven Kritik, die im Bemühen, zuerst einmal die reine Ereignisgeschichte aufzuzeigen, bis jetzt noch fehlt.

Der zweite Abschnitt umfasst die schwierige Zeit von Mitte 1940 bis Ende 1941. Nach der katastrophalen Niederlage Frankreichs war die Ausgangsposition der Schweiz für die Wirtschaftsverhandlungen mit dem siegreichen Deutschland denkbar ungünstig. Die den westlichen Auftraggebern nicht mehr zustellbaren Kriegsmaterialien mussten nun in gleicher Weise wie die frei gewordene Fabrikationskapazität für Deutschland nutzbar gemacht werden. Vor allem galt es, die Gegenblockade zu überwinden. In diese Phase fällt das Kriegswirtschaftsabkommen vom 9. August 1940, das Deutschland erstmals einen Kredit von 150 Mio. Franken einräumte. Der schweizerische Export wurde in drei Kategorien aufgeteilt:

1. Waren, die nach allen Ländern ausgeführt werden konnten;
2. Güter, deren Export im Rahmen des «Courant Normal» kontingentiert blieb;
3. geleitscheinpflichtige Waren.

Die Geleitscheinpflicht sowie das Durchfuhrverbot für reines Kriegsmaterial hat die Schweiz lediglich zur Kenntnis genommen; diese konnten ihr nur aufgezwungen werden, solange die Achsenmächte ihren Ring um die Schweiz fest geschlossen hielten. Der langwierige Kampf zwischen Blockade und Gegenblockade, um Importe und Exporte wird vor allem im Bonjour-Bericht unter Angabe einzelner Warenkontingente, die sich die Schweiz gegen gewisse Zugeständnisse zu erringen vermochte, ausführlich dargestellt.

Seiner schwerwiegenden Bedeutung wegen muss noch das Abkommen vom 18. Juli 1941 erwähnt werden, das den am 9. August 1940 eröffneten Clearing-Kredit bis auf 850 Mio. Franken erhöhte. Dieser Kredit ist bis auf Ende 1942 berechnet worden; als Gegenleistung erhielt die Schweiz garantierte Zusagen für Kohlen-, Eisen- und Mineralöllieferungen sowie für viele andere lebenswichtige Güter. Zudem erreichte man die Zusicherung von Er-

leichterungen bei der Gegenblockade für friedensmässige Warenexporte. Edgar Bonjour verzichtet auf eine eigene Würdigung des Abkommens, indem er sich mit der Wiedergabe der Urteile von Heinrich Homberger, Hans Hausamann und Ständerat Löpfe begnügt[13].

Gerade hier dürfte sich jedoch der zweite neuralgische Punkt befinden, der in kritischer Distanz zu weiteren Untersuchungen Anlass geben könnte. Der Vertrag war offenbar nur gegen stärkste Widerstände im Bundesrat mit dem Hinweis auf die langfristigen Zusagen von Kohlen- und Eisenlieferungen durchgedrückt worden; auch hatte man gehofft, diesen ausserordentlichen Kredit bis zum Kriegsende nicht überschreiten zu müssen[14]. In ihrem «Aide mémoire» vom 9. Februar 1943 bezeichnet denn auch die Schweizer Regierung das Abkommen vom 18. Juli 1941 konsequenterweise als «Sondervereinbarung»[15]. Unter diesem Begriff sollte das schicksalsschwere Abkommen in die Geschichte eingehen. Aus der Situation vom Sommer 1941 betrachtet, schien die «Sondervereinbarung» der schweizerischen Aussenwirtschaft für die Zukunft gewisse Sicherheiten zu bieten, die den hohen Einsatz wert waren. Bereits ein Jahr nach Vertragsabschluss setzten die Deutschen unter Verletzung der Sondervereinbarung ihre Lieferungen herab, und bei Vertragsende mussten die Schweizer für Kohle und Eisen einen deutschen Lieferungsrückstand von rund sechs und für Mineralöl gar von acht Monaten feststellen[16]. Im Mai 1943 machte man schweizerischerseits die skandalöse Entdeckung, dass Deutschland «Devisenbescheinigungen nicht nur in der Höhe von 850 Mio. sfr., sondern bis zu etwa 1350 Mio. sfr. ausgestellt» hatte[17]. Dass das Vorbescheidverfahren erst am 9. April 1943 und nicht zu Beginn des Krieges und somit aller Kreditoperationen eingeführt wurde, erwies sich als ein empfindlicher Mangel. Vor allem aber hatte die «Sondervereinbarung» in Grossbritannien eine vehemente Kritik ausgelöst, die von Repressalien begleitet wurde. Retrospektiv betrachtet stellen sich die in der zweiten Phase getroffenen Abmachungen wohl als die umstrittensten dar.

Der «Compensation Deal»

In den folgenden Zeitabschnitt, der hier teilweise bereits vorweggenommen wurde, fällt das Zustandekommen des «Compensation Deal» – ein beachtliches Zeugnis hoher Verhandlungskunst. Die von Minister Hans Sulzer geleitete Delegation leistete in London wahre Sisyphusarbeit[18]. Nach monatelangen Verhandlungen in Bern und London gelang es, für ein ausgewogenes Lieferungsprojekt von kriegswichtigen schweizerischen Waren in Berlin die Gegenblockade zu durchbrechen. Leider erlahmte das Interesse Grossbritanniens an solchen Lieferungen entsprechend der zunehmenden amerikanischen Hilfe bald. Die Alliierten waren einzig auf den radikalen Abbau der kriegswichtigen Lieferungen der Schweiz an die Achsenmächte aus, den die Schweiz damals noch nicht durchsetzen konnte. Als Demonstration zur Aufrechterhaltung der Neutralität kommt dem «Compensation Deal» vom Herbst 1942 gleichwohl grosses Gewicht zu; in dieser Bewertung stimmen beide Verfasser überein.

Dabei sollte allerdings nicht übersehen werden, dass die Schweiz nach dem Ausbleiben der Versorgung mit Rohstoffen und wichtigen Waren aus Übersee unter dem erheblichen Druck ihrer materiellen Bedürfnisse gestanden hatte und dementsprechend ihre Bemühungen intensivieren musste. Mit dem Zurückweichen der deutschen Fronten und dem siegreichen Erstarken der alliierten Kräfte war die Schweiz gezwungen, ihre Kriegsmaterallieferungen nach Deutschland sukzessive abzubauen. Um sich hier gegenüber dem deutschen Partner durchzusetzen, nahm sie wiederholt den vertragslosen Zustand in Kauf. Seit 1944, und hier beginnt die letzte Phase, zerfiel die deutsche Lieferkapazität zusehends; entsprechend entwickelte sich die Abnahme der schweizerischen Exporte

bis zum Erlass eines totalen Ausfuhrverbotes für Kriegsmaterial. Der Wiederanschluss der Schweiz an die westliche Wirtschaft, die Aufhebung der Blockade, die anfangs 1945 durch die schwierigen Verhandlungen mit der interalliierten Currie-Mission erzielt wurde, stellten der schweizerischen Verhandlungsdelegation neue, nicht weniger anspruchsvolle Aufgaben.

Edgar Bonjour wie auch Heinrich Homberger stellen der schweizerischen Wirtschaftspolitik während des Zweiten Weltkrieges ein hohes Zeugnis aus. «Dass der Gesamtbundesrat auch mit seiner Wirtschaftspolitik das Land durch die Jahre stärkster Bedrohung seit Bestehen des Bundesstaates heil hindurchgeführt hat» ist nach Bonjour «– obgleich die letzten Gründe dieses Wunders ausserhalb der Staatsführung liegen – eine hohe Leistung» (S. 414.) Auch in den Augen Hombergers liegt das letzte Verdienst nicht im menschlichen Vermögen: «Dass es der Schweiz gelang, den Wirtschaftskrieg heil durchzustehen, ohne die Neutralitätspflicht zu verleugnen, war eine besondere Gunst der Vorsehung» (S. 128). Ein solches Urteil wird durch die kritische Vertiefung weiterer Spezialuntersuchungen kaum in Frage gestellt werden.

Manche Argumente mögen allerdings eine andere Bewertung erfahren. Die entstellende Behauptung, die Schweizer hätten in ihrer Mehrzahl für Deutschland gearbeitet, entlarvt der Bonjour-Bericht als böswillige Behauptung; «nach genauen Berechnungen machten die für das Dritte Reich Beschäftigten kaum drei Prozent der gesamten Bevölkerung aus» (S. 411). Die von Ernst Speiser, dem Chef des Kriegsernährungsamtes, angestellten Berechnungen hatten ergeben, dass auf die ganze Bevölkerung bezogen «kaum mehr als ein Prozent» und von den «während des Krieges, mit Einschluss der Mobilisierten, zwischen 2,2 und 2,5 Millionen Beschäftigten ... nur zwei bis maximal drei Prozent für Deutschland arbeiteten»[19]. Seltsamerweise wurde bisher dieses simplifizierende Argument unbesehen übernommen. Es wird wohl niemandem im Ernst einfallen, etwa die in der Armee zur Verteidigung eingesetzten Kräfte oder die für die Landesversorgung auf dem Felde tätigen Arbeiter als von Deutschland beschäftigt zu bezeichnen. Die Frage ging doch darum, ob die schweizerische Kriegswirtschaft, insbesondere in der Produktion von Waffen, Munition, Kugellagern, Zündern, Werkzeugmaschinen, Präzisionsinstrumenten und anderen kriegswichtigen Gütern vornehmlich für eine einzige Kriegspartei arbeiten musste. Die folgenden Angaben, die Direktor Hotz über die Gesamtausfuhr nach Deutschland in geleitscheinpflichtigen und kontingentierten Positionen machte, vermitteln doch ein anderes Bild[20]. Die in Klammern beigefügten Zahlen geben die Exporte in diesen Warenkategorien nach den alliierten Staaten an:

1937: 46 Mio. sFr. (78,6)
1938: 60 Mio. sFr. (83)
1942: 353 Mio. sFr. (13,8)
1943: 425 Mio. sFr. (17,8)

Nur wenn man sich die harten Realitäten vergegenwärtigt, die der Schweiz ausserordentliche Konzessionen abverlangten, vermag man auch jene hohe Leistung der schweizerischen Wirtschaftsführer zu würdigen, die nicht nur zur Selbstbehauptung unseres Landes beitrugen, sondern ihm für jene Kriegszeiten einen unverdienten Wohlstand sicherten. Erfreulich ist, dass Jean Hotz, der die Wirtschaftsverhandlungen mit beiden Mächtegruppen leitete und trotz seiner zentralen Stellung von einer seltenen Bescheidenheit war, im abschliessenden Kapitel des Bonjour-Berichtes eine besondere Würdigung erfährt.

Nachdem im ersten Band des Bonjour-Berichtes das vernichtende Urteil über Hans Frölicher gefällt worden war, wurde vom Rezensenten an dieser Stelle die Frage aufgeworfen, ob auch nach jenen Aspekten gesucht worden sei, die – selbst wenn sie nicht in den Akten stehen – zu Gunsten des derart Belasteten sprechen. Beide Darstellungen sind in manchen Partien kongruent; im Fall Frölicher stehen sich jedoch das aus den Akten gewonnene

Urteil des Basler Historikers sowie das aus eigenem Erleben abgegebene Zeugnis des Wirtschaftsführers diametral gegenüber. Edgar Bonjour kommt zum Schluss, dass «die Delegation beim schwankenden Schweizer Gesandten Frölicher nicht den erwünschten Rückhalt fand» (S. 209). Heinrich Homberger hingegen bezeugt als ehemaliges Delegationsmitglied: «Für die Unterhändler, die ihn [Frölicher] hier unmittelbar an der Arbeit sahen, hat er – vor allem im Frühjahr und Sommer 1940 – eine aufopfernde Leistung vollbracht, und es ist eine Ironie der Geschichte, dass er dafür den Undank der Nachwelt erfährt» (S. 64). Homberger bezeichnet die Darstellung im Bonjour-Bericht geradezu als «eine Fehlbeurteilung der Rolle, die Minister Frölicher auf der diplomatischen Bühne Berlins zu spielen hatte» (S. 65). Vor allem muss das späte Bekenntnis Hombergers, das sich durch die in der Öffentlichkeit nur allzu rasch gebildete gegenteilige Meinung nicht hat beeinflussen lassen, für seine mutige Offenheit gewürdigt werden[21]. Aus den deutschen Akten geht überdies wiederholt hervor, wie Frölicher jeweils dann in die Wirtschaftsverhandlungen eingeschaltet wurde, wenn sie auf einem toten Punkt angelangt zu sein schienen[22]. Der Bonjour-Bericht hat aber Schwächen und Fehler Frölichers aufgezeigt, die durch das vorliegende Zeugnis wohl kaum aufgehoben werden. Vor allem beweist diese Kontroverse erneut, dass wir erst am Anfang des Differenzierungs- und Forschungsprozesses stehen, obwohl in der Diskussion aus Unkenntnis gelegentlich das Gegenteil suggeriert wurde.

Dank seiner leicht fasslichen Darstellung hat dieses bedeutende Werk eine einzigartige Verbreitung gefunden, und es vermochte dadurch einen wertvollen Beitrag zu unserem politischen und historischen Selbstverständnis zu erbringen. Seine Entstehungsgeschichte implizierte gewisse Mängel – etwa den für die Verifizierung von Akten unzureichenden Anmerkungsapparat –, die durch die anderen Vorteile mehr als aufgewogen werden. Dass aus dem ursprünglich streng vertraulichen Bericht an den Bundesrat ein Bericht für das gesamte Schweizer Volk geworden ist, stellt für die immense Arbeit des Verfassers den geeignetsten Dank dar.

Klaus Urner

[1] Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität. – Vier Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik, Bd. VI: 1939–1945, Basel, Helbing &Lichtenhahn, 1970 ; Band IV und V wurden in den «Schweizer Monatsheften» besprochen: 50. Jg. (1970/71), Heft 1, S. 74–83, und Heft 4, S. 367–373. – [2] Vgl. etwa den kürzlich erschienenen Aufsatz von Percy Ernst Schramm: «Über die schriftliche Fixierung zeitgenössischer Vorgänge. Wo liegen die Schwierigkeiten?», in: Festgabe Leonhard von Muralt – Zum siebzigsten Geburtstag, Zürich 1970, S. 24–33. Die schlichte Form von Schramms Darlegung hat Gerhard Frick in seiner Rezension «Festgabe Leonhard von Muralt» (NZZ, Nr. 354, 3. 8. 1970) über deren Gehalt getäuscht. – [3] Vgl. Hans Rothfels, «Zeitgeschichte als Aufgabe», in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1. Jg. (1953), S. 1–8. – [4] Adolf Hitler, Mein Kampf, 54. Aufl., München 1933, S. 334. – [5] Im April 1943 äusserte Hitler gegenüber Nikolaus Horthy, die Juden wären «wie Tuberkelbazillen zu behandeln». IMT, Bd. X, S. 463f. – [6] Staatsarchiv Nürnberg: Commission I des Militärgerichtshofes Nr. IV, Fall XI: Aussage von Theo Kordt v. 15. Juli 1948. Mdl. Mitteilung von Sigismund Frhr. v. Bibra v. 30. 7. 1968 sowie schriftliche Bestätigung v. 9. 4. 1969. – [7] Staatsarchiv Nürnberg: Eidesstattliche Erklärung von Klaus Huegel, Nürnberg 25. 2. 1948 (Schellenberg-Dok. Nr. 11); eid.stattl. Erkl. v. Theodor Paeffgen, Nürnberg 12. 3. 1948, (Schellenberg-Dok. Nr. 17). Eingehender mit diesen Fragen wird sich wohl Bernd Martin in seiner Arbeit «Friedensinitiativen während des Zweiten Weltkriegs» befassen. – [8] Aussage Theodor Paeffgen, a.a.O. – [9] Alfred Zehnder, «Aussenpolitik und Aussenhandel», in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, 90. Jg., 1954, S. 28–40. – [10] Heinrich Homberger, Schweizerische Handelspolitik im Zweiten Weltkrieg, Ein Überblick auf Grund persönlicher Erlebnisse. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1970. – [11] Homberger, S. 42. Vgl. Klaus Urner, «Die schweizerisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen während des Zweiten Weltkrieges», NZZ Nr. 734 v. 27. 11., Nr. 745, 2. 12. 1968, Nr. 756, 6. 12. 1968. – [12] Bonjour, Bd. VI, S. 313. – [13] A.a.O., S. 236ff. – [14] In diesem Sinne äusserte sich Frölicher in Berlin. PAB: Steengracht an Dt. Gesandtschaft Bern, Telegr. v. 10. 6. 1943, in: Büro des Staatssekretärs, Aufzeichnungen über Diplomatenbesuche. – [15] A.a.O. – [16] PAB: Hemmen an AA, Bern 22. 12. 1942, in: HaPol IIA, Handelsvertragsverhältnis zu Deutschland, Sept. 1942–Okt. 1943. – [17] PAB: Aufzeichnung Wiehl v. 24. 5. 1943, in: Büro Staatssekretär, Aufzeichnungen über Diplomatenbesuche. – [18] Heinrich Homberger, Minister Dr. Hans Sulzer zum Gedächtnis, † 4. Jan. 1959. Eine Episode aus

der schweizerischen Handelspolitik im Kriege (Sonderbeilage zur Januarnummer 1960 der «Schweizer Monatshefte»). – [19] Ernst Speiser, «Die schweizerisch-deutschen Handelsbeziehungen während des Krieges», in: Schweizer Monatshefte, 25. Jg., März 1946, S. 738–748. – Vgl. «Hat die Schweiz für die Achse gearbeitet?», in: Neue Berner Zeitung, Nr. 61 v. 13. 3. 1946. – [20] PAB: Protokoll der 1. Sitzung der deutsch-schweizerischen Wirtschaftsdelegation am 9. 6. 1944, gez. Lurtz, in: HaPol IIb, Akten betr.: Regierungsausschüsse, Bd. 6 v. Juni – Sept. 1944. – [21] Die Tatsache, dass sich der Rentsch-Verlag von dem persönlichen Zeugnis seines Autors in einer Fussnote distanziert, obwohl sich eine Identifikation hier von selbst ausschliesst, zeigt, wie sehr das Schema «Anpassung/Widerstand» als Urteilskriterium verwurzelt bleibt. – [22] Vgl. die verschiedenen Aktenbände: «Aufzeichnungen über Diplomatenbesuche», 1940–1943, Büro des Staatssekretärs (PAB).

Die zitierten Unterlagen entstammen dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn (PAB), dem Staatsarchiv Nürnberg und dem Archiv der Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte, Zürich.

NEUERSCHEINUNGEN ZUM FREMDARBEITERPROBLEM

Kurz vor der Volksabstimmung über die zweite Überfremdungsinitiative sind einige Bücher erschienen, die sich mit der Ausländerfrage oder der Migration ganz allgemein befassen und in ihrem Gehalt weit über den 7. Juni 1970 hinausreichen. Denn einerseits wird die Ausländerfrage Öffentlichkeit und Politik weiter beschäftigen, und andererseits sind die sozialen und soziologischen Probleme der Migration allgemeiner Natur und damit Objekt wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, die sich mehr oder weniger losgelöst von der gegenwärtigen Situation der Schweiz abspielen können.

Es ist offenkundig, dass mit einer Annahme des Volksbegehrens gegen die Überfremdung die Probleme nicht gelöst worden wären, die das Zusammenleben von Schweizern und Ausländern in unserem Lande mit sich bringt; im Gegenteil, ihre Bewältigung wäre sehr erschwert worden. Die Verwerfung dieser Initiative durch Volk und Stände ist schon deshalb sehr zu begrüssen. Es ist aber ebenso offenkundig, dass nach dieser Verwerfung nicht einfach zur Tagesordnung übergegangen werden darf. Eine konstruktive Ausländerpolitik ist unbedingt erforderlich. Der quantitative Rahmen dieser konstruktiven Ausländerpolitik ist durch die behördliche Konzeption gegeben, die auch von der Arbeitgeberschaft unterstützt wird. Gemäss dieser Konzeption darf die Zahl der erwerbstätigen Ausländer nicht weiter ansteigen. Innerhalb dieses ausserordentlich wichtigen quantitativen Rahmens sind aber auch qualitative Anstrengungen notwendig, die die menschlichen, sozialen und gesellschaftlichen Probleme der Migration im allgemeinen und der Ausländerbeschäftigung im besonderen anvisieren. Wissenschaftliche Analysen zu diesen Problemen und vertiefte wissenschaftliche Auseinandersetzungen waren in unserem Lande bis heute relativ selten. Es scheint aber, dass nun erfreulicherweise sowohl die tatbeständliche Erfassung wie auch die theoretische Durchdringung grösseren Raum einzunehmen beginnt.

Nicht problemorientiert, sondern theorieorientiert ist die Studie von *Hans Joachim Hoffmann-Nowotny* unter dem Titel «*Migration – ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung*»[1]. Diese Studie ist im Rahmen eines grossen Forschungszyklus des Soziologischen Instituts der Universität Zürich über «Mobilität von nationalen Gesellschaften und Wandel der internationalen Gesellschaft» entstanden und befasst sich vor allem mit der Migration als Erkenntnisobjekt der Sozialwissenschaften. Hinweise

auf Typologien der Migration, Migrationsmodelle und Migrationstheorien, Kapitelüberschriften wie «Migration im Rahmen der Theorie struktureller und anomischer Spannungen» usw. zeigen deutlich, dass sich diese Studie wohl ausschliesslich an den Wissenschafter, den Fachsoziologen, wendet, diesem aber viele Bausteine zu einer Theorie der Migration als Teilstück einer generellen soziologischen Theorie bietet.

Ein wesentlich anderes Ziel setzt sich die Untersuchung von *Rudolf Braun* mit dem Titel «*Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz*»[2]. Der Verfasser hatte 1964 und 1965 mit einer Gruppe von Studenten in vier ausgewählten Gemeinden (nämlich Wald ZH, Schlieren, Schönenwerd/Niedergösgen und Zofingen) einlässliche und repräsentative Befragungen von Schweizern und Ausländern durchgeführt, um ein Bild der sozialen und gesellschaftlichen Struktur der Ausländer in der Schweiz zu gewinnen, um die Motive der Auswanderung und die Erwartungen der Emigranten zu erforschen, ihr Verhalten und ihr soziales Beziehungsfeld zu eruieren, die Eingliederungsdisposition und Assimilationssituation usw. in Erfahrung zu bringen. Parallelbefragungen von Schweizern sollten die Auffassungen und Reaktionsweisen der einheimischen Bevölkerung erhellen und all jene Faktoren aufzeigen, die von den Schweizern ausgehend in positiver wie auch in negativer Weise auf die Lebens- und Assimilationssituation der Ausländer einwirken. Diese Umfrage und die sorgfältige Analyse und Kommentierung der erhaltenen Antworten förderte sehr viele Elemente zutage, die in einer konstruktiven Ausländerpolitik berücksichtigt werden müssen. Kapitelüberschriften wie «Die Arbeitsverhältnisse und Berufserfahrungen der Italiener in der Schweiz», «Die Berufskontakte und -erfahrungen der Schweizer mit italienischen Immigranten», «Die Wohnverhältnisse der Italiener und ihre Bedeutung für die Eingliederung», «Das soziale Beziehungsfeld und soziale Kontaktverhalten der italienischen Arbeitskräfte», «Das Kontaktverhalten der Schweizer zu den italienischen Arbeitskräften», «Das Problem der Überfremdung und die schweizerische Eingliederungsdisposition», «Die Eingliederungsdisposition und Assimilierungssituation der italienischen Arbeitskräfte» usw. zeigen deutlich, welchen Fragen Braun nachgegangen ist.

Die Ergebnisse dieser Umfrage sind zum Teil tabellarisch geordnet und sehr sorgfältig kommentiert, die daraus gewonnenen Erkenntnisse derart vielfältig, dass sie nicht in einer kurzen Besprechung zusammengefasst werden können. Zum Teil sind es Erkenntnisse, die jene, die sich schon öfters mit Ausländerfragen und Ausländerschicksalen konfrontiert sahen, anhand eigener Beobachtungen von Fall zu Fall erarbeiten konnten. Diese sind aber in der Untersuchung Brauns systematisch dargelegt und in umfassender Weise ausgeweitet worden. Deshalb sollte dieses Buch – auch wenn es in jenen Teilen, die über den soziologischen Bereich hinausgehen, manchmal problematisch ist – zur Pflichtlektüre aller Personalchefs und mit Ausländerfragen konfrontierten Personen werden. Denn es bietet eine unendliche Fülle tatbeständlicher Darlegungen und beachtenswerter Schlussfolgerungen.

Ein Umstand ist allerdings bedauerlich und geradezu unverständlich. Die Befragungen wurden 1964/65 vorgenommen, die Ergebnisse aber erst 1970, also fünf bis sechs Jahre nach der Befragung, publiziert, und dies in einer Frage höchster Aktualität und grössten Interesses, sicher auch seitens der Behörden. Es hätten sich gewiss Mittel, auch finanzielle, finden lassen, um eine derartige Publikation zu beschleunigen. Wegen dieser allzu langen Frist zwischen Befragung und Publikation sind einzelne Teile der Untersuchung jedenfalls überholt, und dies ist bedauerlich. Dennoch gehört diese Arbeit zu jenen Werken, die jeder, der sich ernsthaft und vertieft mit der gegenwärtigen Ausländerfrage in unserem Lande befassen will, gelesen haben sollte.

Das dritte Buch dieser Übersicht be-

fasst sich mit den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen und stösst, wie schon sein Titel « *Überfremdung – Schlagwort oder bittere Wahrheit*» zeigt, mitten in die gegenwärtige Auseinandersetzung. Die Arbeit von *Victor I. Willi*[3] ist deshalb besonders wertvoll, weil sie erstens die Überfremdungsprobleme von vorgestern und gestern, das heisst im 19. Jahrhundert und bis zum Zweiten Weltkrieg, beleuchtet und zweitens über die heutige Situation hinaus die möglichen Verhältnisse nach 1970 skizziert.

In diesem weit gespannten Rahmen kann Victor Willi selbstverständlich nicht alle Fragen erschöpfend ausleuchten. Er begnügt sich sehr oft lediglich damit, auf Zusammenhänge hinzuweisen; und dies darf als Stärke und nicht als Schwäche seiner Darstellung angesehen werden, weil damit die gegenwärtige Auseinandersetzung um die Ausländerpolitik sowohl zeitlich wie sachlich in ihrer Verbindung und Abhängigkeit zu allgemeinen staatspolitischen und sozialpsychologischen Problemen umrissen wird. In der gewählten schlaglichtartigen Darstellung, die die Lektüre leicht macht, finden sich bisweilen auch gewisse über das Ziel hinausschiessende Pointen, die auf starkes inneres Engagement des Autors schliessen lassen.

Auch wenn dieses Buch – vor dem 7. Juni 1970 geschrieben – eindeutig Stellung gegen die von den Befürwortern der zweiten Überfremdungsinitiative vorgebrachten Argumente bezieht und diese in ihrem Wesensinhalt grösstenteils als Schlagworte entlarvt, ist sein Aktualitätswert nach der Volksabstimmung nicht geringer geworden, weil erstens diese Argumente in den kommenden Diskussionen weiterhin vorgebracht werden und weil die Schlussbetrachtungen «Zwischen unbewältigter Gegenwart und schon begonnener Zukunft» einen Ausblick auf eine mögliche Ausländerpolitik vermitteln. Zusammenfassend hält Victor Willi fest, dass selbst bei einem mässig wachsenden Ausländerbestand die Schweiz die Fähigkeit besitze, das Ausländerproblem auf befriedigende und unsere Eigenart höchstens modifizierende Weise zu lösen, und dass sich dergestalt der Ausdruck «Überfremdung» zur Umschreibung der Vielzahl der Ausländer als blosses Schlagwort erweise, vorausgesetzt, dass wir die Tatsachen in weltweitem Zusammenhang kennen lernten und die besonderen Verhältnisse unseres Landes und seiner Zuwanderer berücksichtigten. Zur beidseitigen Gefahr und zur bitteren Überfremdungswahrheit werde die grosse Zahl der Fremden erst dann, wenn die Schweiz aus Angst vor fremden Einflüssen sich abkapseln und in blosser Verteidigungsmentalität verharren würde, wenn die Schweiz nur als etwas «Grossartig-Gewordenes», das zu verteidigen sei, begriffen würde und nicht auch als etwas «Werdendes».

Heinz Allenspach

[1] Ferdinand-Enke-Verlag, Stuttgart. – [2] Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach Zürich und Stuttgart. – [3] Verlag Herbert Lang, Bern, und Lizenzausgabe des Buchklubs Ex Libris, Zürich.

BÜCHER ÜBER ISRAEL UND DIE JUDEN

Christlich-jüdische Begegnung

Das Judenschema des Vaticanum II, die Initiativen von Johannes XXIII. zur Reinigung der Liturgie von gewissen antisemitischen Schlacken, Rolf Hochhuths «Stellvertreter» und die Diskussionen um das «Schweigen des Papstes» haben in den vergangenen Jahren zu einem Überdenken der christlich-jüdischen Beziehungen geführt. Dabei hat auf jüdischer Seite die Tatsache, dass seit Bestehen des neuen Judenstaates ein Dialog mit dem Christentum auf der Basis der Egalität geführt werden kann, eine deutliche Entkrampfung bewirkt. In der Diaspora-Situation haftete jedem zwischenkonfessionellen Gespräch der Beigeschmack einer mittelalterlichen

Disputation an, und jüdischerseits wurde oft lediglich Apologetik getrieben. Seit der Papst auch den Präsidenten Israels, zusammen mit den andern Staatsoberhäuptern der Welt, von seiner Wahl unterrichtet, ist gewissermassen die Gleichstellung der Religionen protokollarisch symbolisiert. Hervorstechendstes Resultat dieses, aus der neugewonnenen politischen Dimension entsprungenen, jüdischen Selbstvertrauens ist die Einstellung zu Jesus. Überspitzt ausgedrückt: Während der Vatikan die Juden vom Vorwurf des «Gottesmordes» befreit, «entdecken» die Israelis Jesus als Juden, als Vertreter religiöser jüdischer Stömungen zur Zeit der römischen Besetzung.

Es ist das Verdienst von *Pinchas E. Lapide*, die oft verschlungenen politischen und religiösen Wege dieser jüdisch-christlichen Annäherung aufzuzeigen. «*Rom und Jerusalem*» hat nach seinem Erscheinen eine kleine Sensation bewirkt[1]. Dass ein israelischer Diplomat und Regierungsbeamter gewissermassen einen «Anti-Hochhuth» verfasst, in dem Tatsachen und Unterlassungen von Pius XII. objektiv dargestellt sind, konnte jedoch nur jene überraschen, welche die christlich-jüdischen Beziehungen in Israel noch nicht zur Kenntnis genommen hatten. Lapides «Held» ist natürlich Johannes XXIII., dessen Bemühungen er liebevoll nachzeichnet.

In «*Jesus in Israel*»[2] zeigt Lapide in gedrängter Form im Kapitel «Jesus in der israelischen Literatur», «wie unbefangene israelische Schriftsteller heutzutage ihren galiläischen Landsmann betrachten und beschreiben». Bereits das Wort vom galiläischen Landsmann spricht Bände! Welchen politisch-praktischen Niederschlag diese schriftstellerisch-theologischen Ansätze im «wiedervereinten» Jerusalem finden, deckt das Kapitel «Der Ökumenismus in Jerusalem» auf.

Angesichts dieser Entwicklungen, sowohl in Rom, wie in Jerusalem, muss *Erwin Reisners* «*Die Juden und das Deutsche Reich*» um so befremdlicher wirken[3]. Der Berliner Professor bemüht sich in einer völlig verqueren Konstruktion nachzuweisen, dass der Zusammenprall von Nazismus und Juden gewissermassen im gleichen Volkscharakter begründet ist. Indem er mystische und quasi-religiöse Auswüchse des deutschen Nationalismus dem Festhalten der Juden an ihrer Religion parallel setzt, bastelt er eine These, deren Absurdität höchstens noch durch die Bigotterie überboten wird, die allenthalben zum Durchbruch kommt. Natürlich darf man, laut Reisner, nicht «glauben, dass die Juden unserer Zeit für den Tod Christi nicht mehr verantwortlich sind». Schliesslich ist ja in den Augen des Professors der «tiefste Grund des Antisemitismus eben doch der Christusmord». Und Karl Marx' «Philosophie» (von Reisner in Gänsefüsschen gesetzt) ist, «ebenso wie die Weltmacht Geld, Ausdruck des praktischen Judengeistes». An anderer Stelle: «Judentum und Deutschtum, das will sagen verweltlichtes Altes und verweltlichtes Neues Testament, können ihre Erfüllung nur finden in der endgültigen Absage an jeden wie immer gearteten geschichtlichen, nationalen oder sozialen Chiliasmus, im Verzicht auf jede pseudomessianische Utopie. ... Deutsche und Juden müssen als Deutsche und Juden vergehen, so wie Christus am Kreuze sterben musste ...» Oder: «Deutsche und Juden sind aber einander etwas schuldig, etwas, das nur der jeweils Eine und sonst keiner, dem jeweils Anderen und sonst keinem leisten kann, der Jude dem Deutschen den Verzicht auf sein vom Blut her bedingtes Judentum, und der Deutsche dem Juden den Verzicht auf sein nationalpolitisch missverstandenes Deutschtum.» In der Epoche des ökumenischen Dialoges verlangt Reisner mit einer geradezu anachronistischen Arroganz von den Juden, dass sie sich selber aufgeben. Warum auch nicht – schliesslich ist im Zerrspiegel des Professors die Essenz des Judentums ohnehin nur eine «pseudomessianistische Utopie».

Jenen aber, die sich mit diesen gefährlichen Simplifizierungen nicht zufrieden geben möchten, bietet das Büchlein von

Leo Trepp «Das Judentum – Geschichte und lebendige Gegenwart», eine geschichtliche und religiöse Einführung, einen Leitfaden durch Jahrtausende und durch geistige Strömungen, vom Sinai bis zum Staat Israel[4].

Abba Eban – in Israels und in eigener Sache

Es ist kein Zufall, dass der in Südafrika geborene, in England aufgewachsene *Abba Eban*, der seine Karriere im Dienste Israels zumeist auf dem internationalen diplomatischen Parkett absolviert hat, versucht, die Geschichte seines Volkes darzustellen. In seinem Buch «*Dies ist mein Volk – Die Geschichte der Juden*» ging es ihm offensichtlich nicht darum, neue Interpretationen, oder wichtige Beiträge zur historischen Forschung zu liefern[5]. Zweck dieses Bandes dürfte es sein, den Nichtjuden eine Übersicht über rund dreieinhalb Jahrtausende jüdischer Geschichte zu geben.

Wenn sich ein so vielbeschäftigter Mann wie Israels Aussenminister die Zeit abringt, um den gewaltigen Stoff zu bändigen, darf man füglich vermuten, dass er sich nicht nur wieder seinen ursprünglichen Neigungen – er war einst Dozent für Orientalistik in Cambridge – zuwandte, sondern auch eine ganz präzise Absicht verfolgt: Wer weiss besser als Jerusalems Spitzendiplomat, dass Israel seinen politischen Kampf, zumindest in der ersten Zeit, auf dem Verständnis der westlichen Welt für jüdische Geschichte (und einem schlechten Gewissen Europas) aufbauen konnte. Als dann die Dritte Welt in die Vereinten Nationen einzog, sah sich der Judenstaat ganz konkreten, neuen Schwierigkeiten gegenüber: Ausser bei jenen Vertretern der afro-asiatischen Länder, die eine Missions-Schule besucht hatten, fand er wenig Verständnis für die «historischen Bande», die das Judenvolk mit ihrem Land verbinden, oder für die aus den Verfolgungen resultierende Zwangslage, die dem Zionismus seine Dynamik gab. Manch israelischer Diplomat in Afrika oder Asien weiss davon ein Lied zu singen. Er wird froh sein, nun den Band seines Aussenministers verteilen zu können.

Aber Eban war auch zeitweilig israelischer Erziehungsminister, und hat sein Buch sicherlich auch mit einem Seitenblick auf die Jugend seines Landes geschrieben, um ihr die Diaspora-Geschichte und das Judentum der Zerstreuung näher zu bringen. Die jungen Israelis haben die Tendenz, in den Jahrhunderten zwischen der Zerstörung des Tempels durch Titus und dem 14. Mai 1948, ein unheroisches, um nicht zu sagen peinliches Kapitel der Geschichte ihres Volkes zu erblicken. Doch ohne Verbindung mit seinen Glaubensgenossen in der Welt, aber auch durch Ignorieren der «Weltgeschichte des jüdischen Volkes» (wie sie der Klassiker der jüdischen Historiographie, Simon Dubnow, genannt hat), würde ein Bruch entstehen, der Israel seiner historischen «raison d'être» beraubte und es zu einem levantinischen Kleinstaat absinken liesse. So ist denn Ebans Geschichte, wo es um die alten Juden und um die Diaspora geht, eine flüssig und elegant geschriebene, gute Übersicht und Zusammenfassung.

Problematischer wird es bei bestimmten Anspielungen auf Ereignisse der jüngsten Vergangenheit in Israels Innenpolitik. Besonders deutlich zeigt sich eine ambivalente Haltung zu Ben Gurion. Nicht sehr fair ist es etwa, wenn Eban ziemlich apodiktisch von ihm schreibt: «Das zähe arabische Problem löste er dadurch, dass er es ignorierte» – eine Behauptung, die durch *David Ben Gurions* Buch «*Wir und die Nachbarn*» widerlegt wird[6]. Schliesslich schreibt Eban selber, dass sich «der arabische Nationalismus und der Zionismus in einem tödlichen Kampf verbissen» hätten.

Geradezu apologetisch wird Eban bei der Behandlung der Vorgeschichte des Sechstagekrieges, als Eschkols mangelnde Führung und gewisse Begleitumstände seiner eigenen Reisen zu de Gaulle, Wilson und Johnson eine Vertrauenskrise im Land provozierten. Eban spricht von «einigen recht zweifelhaften und auch nicht eben taktvollen Manövern» und von «ein paar

in ihrer Härte beunruhigenden Versuchen, den Ärger und das Misstrauen der Israelis statt auf Nasser auf Eschkol und Gleichgesinnte zu lenken». Diese kryptischen Andeutungen bieten dem Uneingeweihten nichts. Wer jene Zeit genauer studiert hat, weiss, dass Eban hier in eigener Sache simplifiziert.

In den Kapiteln über den Staat Israel zeigt Abba Eban eine gewisse – verständliche – Tendenz, weniger Geschichte als ein Plädoyer zu schreiben. Die «déformation professionnelle» des Diplomaten und das eigene Engagement überwiegen die «formation» und die Distanz des Historikers. Aber warum soll man von Eban mehr verlangen als etwa von Churchill oder andern weltpolitischen Akteuren, welche Zeitgeschichte geschrieben haben...

Gesellschaft im Kibbuz

Der Kibbuz stellt ohne Zweifel ein originelles soziales Experiment menschlichen Zusammenlebens dar und einen Faktor, der entscheidend zur Schaffung des Staates Israel beigetragen hat. Ein auf Freiwilligkeit beruhendes Kollektiv, eine egalitäre Gesellschaft, die Rückführung einer städtischen Einwandererbevölkerung zur Landarbeit, Urbarmachung von Wüste und Sümpfen – während Jahrzehnten verkörperte der Kibbuz geradezu den israelischen Pioniergeist. Dementsprechend hat sich eine Tradition herausgebildet, diese Kollektivsiedlungen in leuchtenden Farben zu schildern. Jeder, der sich einmal längere Zeit in einem Kibbuz aufhielt, spürte jedoch unterschwellige Spannungen, soziale, psychologische und, last but not least, politische Probleme, die das «image d'Epinal» erheblich trübten. Nach Gründung des Staates befand sich der Kibbuz in einer eigentlichen Krise, die davon herrührte, dass er eben doch aus einer vorstaatlichen Notwendigkeit heraus entstanden war und nun Mühe hatte, sich den neuen Gegebenheiten anzupassen.

H. Darin-Drabkin ist gewissermassen der letzte Hagiograph des Kibbuz. Schwierigkeiten und Konfliktsituationen werden in seinem Buch «*Der Kibbuz – Die neue Gesellschaft in Israel*» zwar angedeutet, aber nie richtig ausgelotet[7]. Für ihn hat sich der Kibbuz nach wie vor «zur Aufgabe gestellt, einige der höchsten Ziele und Ideale der Menschheit in die Tat umzusetzen». Trotzdem – eine nützliche Einführung.

Von anderem Kaliber ist *Hermann Meier-Cronemeyers* Buch «*Kibbuzin – Geschichte, Geist und Gestalt*»[8]. Was ihm, dem Deutschen, an «inside»-Miterleben abging, hat er durch eine imponierende Fleissarbeit kompensiert, indem er Materialien auswertete, wie es zuvor in dieser gründlichen und gescheiten Art nicht geschehen ist. Die Zitate von Kibbuzniks über ihr wirkliches Leben, Denken und Fühlen, die Berichte über Begleitumstände und Auswirkungen von politischen Spannungen auf den Alltag machen eine faszinierende Lektüre. Legenden werden in diesem Buch demoliert, aber auch wirkliche Leistungen voll gewürdigt. Besonders gut ist die These herauskristallisiert, wie die Kibbuzim, die «alles wollten, nur keine Organisation, nur keinen Staat, immer mehr der Tendenz zum Organisatorischen, zum Politisch-Militärischen erlagen ... und in der Gründung des Staates Israel kulminierten». Schliesslich sind ja die Eliteeinheiten der jüdischen Selbstverteidigung zur Mandatszeit aus den Kibbuzim hervorgegangen, und heute stellen die Kollektivsiedlungen einen Grossteil der Luftwaffepiloten und Berufsoffiziere – von Parlamentariern und Politikern gar nicht zu reden. Man wartet gespannt auf die zwei weiteren angekündigten Bände.

Willy Guggenheim

[1] Herder, Freiburg-Basel-Wien. – [2] Schriftenmissions-Verlag, Gladbeck. – [3] Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich. – [4] Rowohlts deutsche Enzyklopädie, Rowohlt, Reinbek-Hamburg. – [5] Dreemer, Zürich. – [6] Rainer-Wunderlich-Verlag, Hermann Leins, Tübingen. – [7] Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart. – [8] (Bisher erschienen: Erster Teil), Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Verlag für Literatur und Zeitgeschichte, Hannover.

TAIZÉ

Über Taizé, den evangelischen Mönchsorden im Burgund, ist schon viel geschrieben worden. Ja, der unscheinbare Ort, dessen Namen bis vor einigen Jahren niemand kannte, ist so berühmt geworden, dass sich bereits Sensationsblätter dafür interessiert haben und Illustrierte Reportagen darüber brachten.

Zu den Publikationen, die sich mit der nötigen Sorgfalt dem Phänomen der Bruderschaft von Taizé näherten, darf das Bändchen von *Franz Baumann* und *Fernand Rausser* in der Reihe «Brennpunkte» gezählt werden[1]. Fernand Rausser verfügt über ein Auge, das subtil und einfühlend die Kamera so zu führen versteht, dass dreissig Bilder mit Atmosphäre entstanden sind. So sind die Brüder und ihr Leben, ihre Häuser und ihr Gottesdienst mit Takt auf den Film gebannt worden.

Franz Baumanns Kommentar und Text steht dem Bildkünstler nicht nach. In glücklicher Mischung von Reportage, theologischer Analyse und Zitaten bringt er dem Leser jene einmalige Stimmung nahe, die man als «Geist von Taizé» bezeichnen möchte.

Es ist eine Welt, die den Besucher unweigerlich gefangen nimmt, weil sie stärker ist als er. Wer immer hier auftaucht – es sind Zehntausende im Jahr – erlebt im Gottesdienst, im Gespräch, in der Lektüre, in der Stille einer Retraite, im Betrachten der Glasmalereien oder im Hinhören auf den Brüderchor die eigenartige Kraft einer geistigen und geistlichen Zucht, die heute so selten geworden ist. Da leben achtzig Männer aus vielen Ländern und Konfessionen in der Verbundenheit einer fast benediktinischen Regel, aber es ist nichts Abgenütztes, bloss Traditionelles in dieser Lebensform. Sie entspricht ja auch durchaus unserer Zeit, begnügt sie sich doch nicht mit einer mittelalterlichen «vita contemplativa». Genau so wichtig ist ihr die «vita activa», das berufliche Wirken der Brüder, das auf vielerlei Gebieten zu neuen Impulsen führte – ob in einer landwirtschaftlichen Genossenschaft oder auf künstlerischem Gebiet. Und die «frères en mission», jene Brüder, die unter rauhesten Bedingungen an sozialen Nahtstellen arbeiten – zum Beispiel in zentralamerikanischen Slums – gehören unabdingbar zum Bild einer Bruderschaft, die im 20. Jahrhundert lebt.

Das Wesentlichste an Taizé ist aber wohl die weite ökumenische Ausstrahlung. Die Brüder haben in starkem Masse zum Abbau der Vorurteile beigetragen, sie leiden in aktiver Weise unter dem «Skandal der Trennung», sie waren zu allen Konzilssessionen eingeladen und haben orthodoxe Mönche zu sich gerufen. So hat einer der seltenen Propheten unserer Zeit, Johannes XXIII., Prior Schütz und seine Begleiter bei der ersten Begegnung in der Vatikanischen Bibliothek empfangen mit den Worten: «Taizé – dieser kleine Frühling.»

Peter Rinderknecht

[1] Franz Baumann und Fernand Rausser, Taizé, Basilea-Verlag, Basel 1969.

EIN PHILOSOPHISCHES TAGEBUCH

Der Schweizer philosophische Autor *Hans Geyer* ist dabei, ein mehrbändiges «*Philosophisches Tagebuch*» erscheinen zu lassen[1]. Jetzt ist der zweite Band herausgekommen. Voraus ging ein erster, sowie ein Band präludierender Natur, «Gedanken eines philosophischen Lastträgers», im Origo-Verlag Zürich. Drei weitere Bände werden folgen. Es ist ein mutiges Unternehmen, in der heutigen Zeit, die der Philosophie im ernsteren Sinne nicht gerade hold ist, einen so weit geschwungenen Plan zu entwerfen und durchzuführen. Im allgemeinen erwartet man von einem so umfangreichen Werk eher einen gewissen *systematischen* Aufbau; reine Tagebuch-Veröffentlichungen, die natürlich aus der Logik der Sache heraus, solange der Verfasser lebt, weiter-

wuchern können, sind meistens nach einigen Bänden dann mehr und mehr versandet. So erging es André Gide, Julien Green, Ernst Jünger und manchen anderen. Im vorliegenden Falle ist der Begriff des Tagebuches nicht so vollkommen ernst zu nehmen. Es handelt sich um kurze Eintragungen aphoristischer Natur oder auch längere Abschnitte im Stil von Nietzsches Hauptwerken – ein Vergleich, der sich natürlich auf die *Form* bezieht. Gegenüber dem ersten Band ist aber die Systematik der Darstellung deutlich im Vordringen. Eine Kapiteleinteilung fasst thematisch gleichgerichtete Überlegungen zusammen, und im ganzen erscheint damit ein nicht unsystematischer Überblick über Hauptkreise gegenwärtiger Lebens- und philosophischer Betrachtung. Der Verfasser ist ein lebendiger, geschwinder und vielseitswendiger Geist. Er steht allen Anregungen aus der Windrose menschlichen Denkens und Empfindens offen und fügt sie auf häufig fruchtbare Weise zusammen. Es kommt auf diese Weise nicht selten zu brillanten Formulierungen und zugespitzten Antithesen; streckenweise ergeben sich Gedankengänge, die weit führen könnten. Nun ist es natürlich nicht nötig, dass sie *wirklich* in jedem Falle weit führen. Es ist auch eine Kunst, welcher der langatmigste und systematischste Geist nicht ganz entraten kann, an der richtigen Stelle abzubrechen – möglichst aber nicht in abrupter Form, sondern sozusagen künstlerisch; die Linien, die weiterstreben, wieder in den Anfang zurückzuflechten und damit ein denkerisch wie ästhetisch befriedigendes Ganzes hinzustellen, welches für das nahezu Unendliche des Gedankens symbolisch zu stehen vermag. Man kann nicht sagen, dass dies dem Autor im vorliegenden Bande durchwegs gelungen sei. Wir können uns nicht enthalten, dazu noch einmal zu wiederholen, was wir anlässlich seines Origo-Buches sagten, dass nämlich manchmal die allgemeine Angeregtheit den Fortlauf des Gedankens ablenkt und von seinem Ziele absinken lässt, ehe die an sich mögliche und nötige Dichtigkeit und Schärfung der Idee erreicht ist. Oft hat man den Eindruck, dass durch strengere Raffung und Auswahl der reich strömenden Produktion des Autors diesem Schaden abzuhelfen wäre. Nicht mit Unrecht wirft er dem deutschen Denken gelegentlich das allzu Monologische vor. Auch bei ihm hat man die Empfindung, dass er seine Gespinste zu sehr in das eigene Ich hineinwebt und dass ein mehr dialogischer Charakter sie besser auf sich selbst festzulegen vermöchte. Ein Beispiel. Da wir gerade von deutschem Philosophieren reden, wählen wir es aus dem «politischen» Kapitel des Buches. Da wird die überaus fruchtbare Idee einer Dialektik der Sprach- und Volkscharaktere angetönt, ein Stückchen weit verfolgt, aber dann in eine Vielfalt von teilweise geistreichen Einzelbemerkungen über diese Charaktere fallen gelassen. Die Franzosen kommen dabei gut und ausführlich weg; vielleicht darum, weil der Verfasser an ihnen gerade das Förderliche des gesellschaftlichen Elementes preist, welches bei ihm vielleicht ein wenig zu kurz kommt. Es ist da auch von mancherlei die Rede aus bewusst spezifisch schweizerischen Blickwinkeln heraus. Es wird eine Philosophie aus dem Kleinstaat gefordert, welche eine Entmythologisierung der nationalen Gegensätze befördern könnte und damit einem vereinigten Europa auf höherer Ebene dienlich wäre. Wenn dann allerdings Belgien, Luxemburg, das Elsass, Österreich (Herr Karl!) als Modelle dieses über die nationale Ausschliesslichkeit erhöhten Standpunktes aufgeführt werden, so kann man nur betreffs der da angeschlossenen Schweizer (welche nicht Germanen, sondern Römer seien) sagen: Es tut mir weh, wenn ich dich in dieser Gesellschaft seh'. Aber wir wollen uns nicht an kleinen Unzulänglichkeiten weiter stossen, sondern dem Buche gerne bescheinigen, dass es dem, welcher nicht ohne eine gewisse Selbständigkeit die angesponnenen Gedankenfäden weiter zu verfolgen weiss, zu mannigfaltiger Anregung dienen kann.

Erich Brock

[1] Hans F. Geyer, Arbeit und Schöpfung, Philosophisches Tagebuch II., Rombach-Verlag, Freiburg i. Br. 1970.

Cicero auf Deutsch – ist das nicht unmöglich zu denken? Römische Rhetorik muss doch im Original studiert werden, man kann selbst auf den Gedanken kommen, die Form sei da alles und die Bedeutung unwesentlich. Aber vielleicht ist diese Meinung eben gerade durch den Lateinunterricht entstanden. Vielleicht ist der Aufwand, der da zur Aufschlüsselung der Syntax, zur Analyse der Konstruktionen und zur Erkenntnis der Stilfiguren nötig ist, eben auch eine Barriere, die uns lange hindert, die lebendige Wirkung von Ciceros Reden zu erfahren. Eine Übersetzung vermag – es ist in diesem Fall nicht anders als in den meisten – das Original nicht zu ersetzen. Aber sie kann unsere Kenntnis wirksam ergänzen, indem sie die berühmten Reden Ciceros als Ganzes zeigt, ihre Brillanz, ihren heissen Atem, ihre Schlagfertigkeit. Die Bibliothek der Alten Welt, das zentrale Unternehmen im Programm des Artemis-Verlages, Zürich, beginnt jetzt mit einer Ausgabe «Marcus Tullius Cicero, Sämtliche Reden». *Manfred Fuhrmann*, Professor für lateinische Philologie in Konstanz, hat sie neu übersetzt. Anhand des ersten Bandes, der seit kurzem vorliegt, kann man sich leicht davon überzeugen, dass Cicero auf Deutsch alles andere als eine schulmässige Sache ist – obwohl ich mir denken kann, dass auch die Gymnasiasten diese Übersetzung begrüssen. Die Gesamtausgabe ist auf sieben Bände geplant.

*

Man hat das New York-Buch von *Jürg Federspiel* mit dem Titel «Museum des Hasses» vielfach als ein Werk der Literatur vorgestellt, also als ein sprachliches Kunstwerk, als eine Sache für Kenner zunächst, für «literarisch Interessierte». Aus der Distanz wird deutlicher, dass nicht die Schilderung und Gestaltung überwältigender, bedrängender, bedrohlicher Eindrücke vorliegen, sondern Spuren einer brutalen, unmenschlichen Umwelt. Der Leser kann sich aufregen und den Kopf schütteln über Sätze wie: «Wenn Gott und Karate zwei Parallelen sind, die sich im Unendlichen schneiden, empfiehlt sich Höflichkeit», oder: «An den Füssen beginnt deine Intelligenz. Ein Paar falsche Schuhe, und der Fusspilz wächst ins Gehirn.» Aber dergleichen Unsinn spiegelt den monströsen Umwelt-Widersinn, wie ihn Federspiel in New York erfuhr (R. Piper & Co., Verlag, München).

*

1926 erschien zum ersten Mal bei S. Fischer in Berlin die «Reise in Polen» von *Alfred Döblin*. Jetzt liegt sie neu vor in der Reihe der «Ausgewählten Werke in Einzelbänden», die der Walter-Verlag in Olten herausgibt. Das Buch ist durch Ereignisse, die Döblin nicht vorausahnen konnte, zu einem historischen Dokument geworden. Es widerspiegelt die lebendige Wirklichkeit Polens, seine Religiosität und – vor allem – seine Juden. Döblin erkennt und beschreibt ihre schwierige Existenz. Er sieht, wie verhasst sie sind, er geht den Legenden nach, der Überlieferung, die unter diesen Menschen in mittelalterlicher Tracht, mit eigener Sprache und Kultur, lebendig ist. Er hat das Bild einer Realität hinterlassen, die zwanzig Jahre nach seinem Besuch in Polen ausgerottet war. Sein Buch ist ein Denkmal, nicht im Sinne von Monument, sondern im Sinne eines Anrufs zum Gedenken und Bedenken.

*

Hermann Kesten gilt als ein Exponent der deutschen Emigranten-Literatur. Als Romancier und als Essayist, vor allem aber als engagierter Publizist liebt er den Kampf; Opposition und Provokation sind die Kennzeichen dieses Literaten vom alten Schlage. Ihn einen homme de lettres zu nennen, ist in zweifacher Hinsicht be-

rechtigt: er hat die Versiertheit und Schlagfertigkeit des grossen Lesers, es stehen ihm die literarische Überlieferung so gut wie die Gegenwart zu Gebote; aber er spielt sie nicht wie ein Gelehrter aus, sondern als ein zutiefst Beteiligter. Er kann ungerecht sein, er verrennt sich im Kampf. Langweilig ist er nie, und das schon darum nicht, weil die Zahl seiner Bekanntschaften, die Fülle seiner Erfahrungen im Laufe eines langen Lebens auf unfreiwilliger Reise voller Überraschungen sind. Als «Beobachtungen unterwegs» bezeichnet er im Untertitel die Sammlung von Aufsätzen, die er in dem Buch «Ein Optimist» zusammengefasst hat: Aufsätze nicht etwa nur zur Literatur, sondern zur Politik, zur Literatursoziologie, zur Moral. Es sind engagierte, blitzgescheite brillant formulierte Äusserungen eines Zeitgenossen. Kesten beschreibt den Kampf der Sowjets gegen ihre Satiriker, der Deutschen gegen die Juden, er beschreibt die Heimkehr des Verbannten, das Wiedersehen mit Berlin und mit Nürnberg, er porträtiert Heinrich Heine. (Verlag Kurt Desch, München, Wien, Basel.)

*

Den «tragischen Unglücksfall», so meint *W. E. Süskind* in seinem amüsanten Büchlein «Dagegen hab' ich was», werden wir aus der Todesanzeige wohl nicht mehr verbannen können. Er habe Nachrichtenwert. Aber es habe etwas merkwürdig Unwirkliches, wenn wir unser tiefes Einverständnis mit dem Motor und infolgedessen auch mit dem Autotod auf die Dauer mit der Wendung vom «tragischen Unglücksfall» verbrämen. Süskind nimmt die «Sprachstolpereien» aufs Korn, er pickt die kleinen und grossen Sünden der Schreiber auf, untersucht sie, macht Fehler bewusst und erklärt geduldig, warum man nicht gut sagen könne, es gebe Eifrige, «die ihre politische Suppe auf Depression oder Weltanschauung kochen möchten». Ein amüsantes Buch, das Unterhaltung mit Belehrung zu verbinden weiss (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart).

*

Eine aussergewöhnlich anregende Untersuchung über das Problem des Bösen in tiefenpsychologischer Sicht legt *Leopold Szondi* mit seinem Werk «Kain – Gestalten des Bösen» (Huber, Bern) vor. Von der biblischen Erzählung und ihren verschiedenen Interpretationen ausgehend, zeigt Szondi das «Kainitische Merkmal» als eine schicksalshafte Möglichkeit jedes Menschen auf, die je nach Anlage und Charakter in verschiedenen Formen und mit unterschiedlicher Intensität zutage treten kann. Szondi hebt die Aggressivität vom Bösen im Menschen ab, das sich in der Aufstauung der groben Affekte und in der tötenden Gesinnung äussert. Er weist die Differenz nicht nur an zahlreichen Beispielen nach und stellt die Beziehung zu krankhaften Formen dieser Triebwurzel (Epilepsie) her, sondern enthüllt auch die «Tarnkünste» Kains und weist die Wege, auf denen der Mensch diesen in ihm schlummernden Grundtrieb, mit dem er sich und die Sozietät gefährden kann, durch Berufswahl und vor allem Selbsterkenntnis zu domestizieren imstande ist.